



Politik

Internationales

Berlin

Bezirke

Gesellschaft

Wirtschaft

Kultur

Wissen

Gesundheit

Spa



Liebe & Partnerschaft

Genuss

Queer

Panorama

Medien

Familie

Geschichte

Reise



Mach dein Plus an.

Für Tränen, Gänsehaut und
Happy Ends.

Gesellschaft | Das Leid italienischer Gastarbeiter-Kinder: Meine Eltern schickten mich ins Internat, um in Deutschland ans Fließband zu gehen



© Gestaltung: Tagesspiegel/Dessin. Foto: privat

T+ *Das Leid italienischer Gastarbeiter-Kinder* *Meine Eltern schickten mich ins Internat,* *um in Deutschland ans Fließband zu gehen*

Die Eltern unseres Autors kamen in den 60er Jahren aus Kalabrien ins schwäbische Remstal. Sie lernten schnell, dass Italiener nur als Arbeitskräfte willkommen waren. Ihre Kinder störten – und leiden bis heute darunter.

Ein Gastbeitrag von **Alfonso Pantisano**
Stand: heute, 05:00 Uhr

Am 20. Dezember 1955 unterschrieben Deutschland und Italien
einen Vertrag, der in den Archiven bis heute nüchtern als

„Anwerbeabkommen“ abgeheftet wird. Ein technisches Papier, gedacht für den Wiederaufbau der jungen Bundesrepublik, zur Behebung des Arbeitskräftemangels in Fabriken, auf Baustellen, an den Fließbändern. Jedoch kommt in diesem Vertrag ein Wort nicht vor: Kinder. Doch diese Kinder gab es.

Ich bin eines dieser Kinder.

Ich heiße Alfonso Pantisano, Sohn italienischer Gastarbeiter aus Kalabrien, geboren 1974 im schwäbischen Waiblingen. Mein Leben, das Leben meiner Eltern, meiner drei Brüder – alle eine Fußnote zu diesem Vertrag. Eine unsichtbare Klausel, die nie aufgeschrieben wurde, aber unser gesamtes Dasein ausbuchstabiert hat.

→ **Kompakt, schnell und interaktiv** Der tägliche Überblick am Morgen und Abend

Meine Eltern kamen in den 1960er Jahren nach Deutschland. Sie lernten auf der Zugfahrt ihr erstes deutsches Wort: „Arbeit“. Und sehr schnell ein zweites: „Beweisen“. Beweisen, dass sie fleißig sind. Dass sie dankbar sind. Dass sie nicht stören. Dass sie besser sind als „die anderen Ausländer“. „Sempre un po' di più“ – immer ein bisschen mehr, flüsterte meine Mutter, wenn sie vom Fließband nach Hause kam. „Wir müssen immer ein bisschen mehr geben, Alfonso. Denn uns schenkt hier keiner was.“

Der Autor



© privat

Alfonso Pantisano (rechts), mit seinen Eltern Maria und Giuseppe. Pantisano wurde 1974 im schwäbischen Waiblingen geboren und hat eine vielseitige berufliche Laufbahn: Gastronomie, Tanz und Choreografie, Fotografie, Model, Moderator, Bühnencoach, Sales und Marketing. Politisch arbeitete er als persönlicher Referent der Berliner Innensenatorin Iris Spranger sowie der SPD-Parteivorsitzenden Saskia Esken. Seit Juli 2023 ist er **Queerbeauftragter der Berliner Landesregierung**.

Meine Eltern waren jung, als mein ältester Bruder Cataldo 1967 zur Welt kam. Nur sieben Monate später gaben sie ihn ab zur verwitweten Großmutter nach Kalabrien, 1600 Kilometer weit weg. Nicht, weil sie ihn nicht liebten, sondern weil sie glaubten, keine Wahl zu haben. Man war hier zum Arbeiten – Stillen und Windelnwechseln störte den Betriebsablauf. Lieben störte den Betriebsablauf.

Damit niemand meine jungen Eltern für Rabeneltern hielt, erzählte man eine andere Geschichte: „Wir sind nur kurz hier in Germania, wir verdienen etwas Geld, dann kommen wir alle zurück nach Italien.“ Aus der Schuld, ihr Kind abgegeben zu haben, wurde ein „sacrificio“, ein Opfer.



Weihnachtliches Wiedersehen der Pantisanos in den frühen 80er Jahren. Es ist die einzige existierende Aufnahme der vollständigen Familie. Von links nach rechts: Mutter Maria, Leonardo, Cataldo, Alfonso, Vater Giuseppe. Vorne steht der jüngste Sohn Luigi. © privat

Während alle sich um die Einsamkeit der Großmutter sorgten, fragte kaum jemand: Wie überlebt eine 19-jährige Mutter den Moment, in dem sie ihr Kind weggeben muss? Wie hält sie es aus, wenn sie allein durch eine schwäbische Kleinstadt läuft, anderen Frauen in die Kinderwagen schaut – und jedes erste Lächeln, jeden ersten Schritt, jedes „Mamma“ verpasst? Die Tränen meiner Mutter, die sie heute noch, fast 60 Jahre später, vergießt, wenn sie davon erzählt, sind bitter.

Das ist die Bilanz, die in keiner Statistik des Anwerbeabkommens auftaucht: nicht nur importierte Arbeitskraft, sondern exportierte Kinder.

Als meine Eltern ihr zweites Kind bekamen, durfte mein Bruder Leonardo vorerst bei ihnen bleiben. Ich kam später, 1974, als dritter von vier Söhnen, und Luigi, der Kleinste, dann 1979. Wir waren vier Brüder – aber wir wuchsen nicht zusammen auf. Der älteste Bruder war in Kalabrien bei der Oma. Leonardo wurde später zeitweise auch zu ihr geschickt, dann wieder für kurze Zeit nach Deutschland geholt, bevor er zurück nach Italien geschickt wurde. Luigi, der Vierte, blieb immer bei den Eltern, während ich mit sieben Jahren auf den italienischen Alpen zwischen den Wolken verlassen wurde.

[zum Hauptinhalt](#)

0
KOMMENTARE



*„Deutschland bekam Arbeitskräfte,
Italien bekam Devisen – wir Kinder*



zahlten mit unserer Kindheit.“



Alfonso Pantisano

Wir sind eine Familie, die sich auf dem Papier kennt und sich im Alltag oft fremd bleibt. Im Deutschland der 1970er und frühen 80er Jahre gab es für die Kinder der Gastarbeiter im Grunde zwei Schubladen: „Sprachproblem“ oder „bildungsfern“. Meine Eltern schufteten unter anderem in einer Fabrik von Klett, produzierten Schulbücher. Doch mit den Biografien ihrer Kinder wusste das Schulsystem nichts anzufangen, also schob es viele von uns in Sonderschulen ab – Schulformen mit reduziertem Lernstoff. Aus einer provisorischen Lösung wurde schnell ein ganzes Leben. Nicht, weil Gastarbeiter-Kinder dumm waren, sondern weil wir anders hießen, anders sprachen, anders aussahen.

70 Jahre deutsch-italienisches Anwerbeabkommen

Am **20. Dezember 1955** unterzeichneten Bundesarbeitsminister **Anton Storch** (CDU) und der italienische Außenminister **Gaetano Martino** in Rom das deutsch-italienische Anwerbeabkommen. Es ermöglichte deutschen Unternehmen die legale Beschäftigung von italienischen Arbeitern und Arbeiterinnen. Die junge Bundesrepublik erlebte einen wirtschaftlichen Aufschwung und brauchte dringend Arbeitskräfte, während gerade im Süden Italiens große Arbeitslosigkeit herrschte. In fünf Jahrzehnten kamen rund vier Millionen Italienerinnen und Italiener als sogenannte **Gastarbeiter** nach Deutschland – Alfonso Pantisanos Eltern sind zwei von mehreren Zehntausend, die noch heute hier leben. (Quelle: [bpb](#))

Zeitgenössische Berichte und Untersuchungen zeichnen ein bedrückendes Bild: Hunderttausende ausländische Kinder hatten formal das Recht auf Schule und Ausbildung, in der Praxis aber wurden sie systematisch aus dem Regelsystem gedrängt. Wer die Sprache nicht beherrschte, landete oft schon als Erstklässler an einer Sonderschule, wo es weder ausreichend qualifizierte Lehrkräfte noch passende Lehrmaterialien gab. Offiziell sprach man von Förderung, faktisch entstand ein eigenes Schulsystem, in dem Kinder von „Gastarbeitern“ nach unten ausgesondert wurden, damit die Mehrheitsgesellschaft ungestört weitermachen konnte.

Gastarbeitern schlug täglich Verachtung entgegen

Was in den Klassenzimmern mit uns Kindern geschah, hatte sein Echo in den Fabrikhallen unserer Eltern. Viele lebten in Baracken, nach Geschlechtern getrennt, in Räumen mit zwanzig Menschen, mit verstopften Toiletten am Ende des Flurs, in einem Gestank aus

Schweiß und Heimweh. Vorarbeiter schrien, statt zu sprechen, befahlen, statt zu erklären. „Dalli, dalli, Itaker!“, „Maria, nix schwätza, schaffa!“ – das war die Sprache, die ihnen entgegenschlug. Kein respektvolles „Sie“, sondern ein „Du“, das nicht Nähe bedeutete, sondern Herablassung und Verachtung.

„Diese Scheiß-Deutschen’ – ein Ausruf, mit dem wir groß wurden.“

Alfonso Pantisano

Manchmal genügte ein Schild: „Zutritt für Hunde und Italiener verboten“. So stand es in den 1960er Jahren vor manchen deutschen Gaststätten und Diskotheken, schwarz auf weiß, für jeden lesbar. Meine Eltern haben solche Schilder gesehen. Sie haben vor verschlossenen Türen gestanden, während drinnen Deutsche ihr Feierabendbier tranken. Es war legal. Es war normal. Es war Deutschland, keine 20 Jahre nach der Nazizeit. In meiner Familie wird wenig über diese Demütigungen gesprochen – vermutlich, weil der Schmerz tief sitzt, vermutlich, weil die Scham die Sprache aufgefressen hat.

Unsere Mütter weinten leise in den Küchen, nachdem sie tagsüber am Band gedemütigt worden waren. Und in den Pausen hallten die Schimpfwörter nach: „Spaghettifresser“, „Kanake“, „Türkensau“. Integration begann für unsere Eltern nicht mit einem Willkommensgruß, sondern im Befehlston.

„Grenzwaisenhäuser“ als Rettung vor der deutschen Sonderschule

Für meine Eltern war die Botschaft klar: Wenn unsere Kinder hier nur als Problem gesehen werden, müssen wir sie „retten“. Das italienische Konsulat in Stuttgart, angewiesen vom Außenministerium in Rom, informierte sie über spezielle Internate in Italien, die später als sogenannte „Grenzwaisenhäuser“ für Kinder von Italienern, die in Deutschland oder der Schweiz arbeiteten, bezeichnet wurden.

Der italienische Staat zahlte kleine Tagessätze an Ordensgemeinschaften, damit sie uns Grenzwaisenkinder „versorgen“: in Trient, Domodossola, Intra, Varese, Osimo und anderen Orten entlang der nördlichen italienischen Grenze.



Istituto Alcide De Gasperi, Trento, Italien. © Bambini di frontiera (2024)

So landete ich 1981 gemeinsam mit meinem Bruder Leonardo im Institut „Alcide De Gasperi“ auf dem Monte Bondone oberhalb von Trient – ein Haus, das sich selbst als „Hotel für Kinder“ bezeichnete. Auf dem Weg dorthin erzählten mir meine Eltern, wir würden nur einen Ausflug machen. Urlaub sozusagen. Wir schliefen getrennt – wir Kinder in einem Schlafsaal in unserem „Hotel“, meine Eltern in einer Skihütte unweit von unserer Schlafstätte. Am nächsten Morgen wartete ich vor der Tür zum Speisesaal auf sie, wie verabredet. Wie versprochen. Ich wartete. Doch sie kamen nicht. Sie waren noch in der Nacht zurück nach Deutschland gefahren, weil sie glaubten, ich würde die Trennung mit dieser feigen Lüge besser verkraften.

An diesem Morgen lernte ich, was Verlassenwerden heißt. Nicht abstrakt, sondern im Körper. Im Hals, der brannte. In den Händen, die ins Leere griffen. Im Internat war ich nicht mehr Alfonso. Ich war die Nummer 214. Diese Zahl war in jede Socke, jede Unterhose, jedes Hemd eingenäht. Nachts tastete ich mit dem Finger über die roten Ziffern auf weißem Stoff, als seien sie Brailleschrift. Eine geheime Botschaft aus einer Welt, in der Kinder nicht vorgesehen waren – außer als Nummer, Tagessatz, Akte.



„Io sono Alfonso“: Selbstporträt aus dem Internat, gemalt vom damals siebenjährigen Autor.

© privat

Wir waren knapp einhundert dort – Kinder von Italienern, die in Deutschland oder der Schweiz arbeiteten. Viele von uns sahen ihre Eltern kaum – wenn, dann nur an Weihnachten, Ostern und in den Sommerferien. Meinen Bruder Leonardo sah ich faktisch nie, weil er älter war als ich und wir andere Tagesroutinen hatten. Wir lernten sehr früh zu funktionieren, uns zu fügen. Unsere Kindheit war die Verhandlungsmasse eines Abkommens, das nie jemand öffentlich unterschrieben hatte: Deutschland bekam Arbeitskräfte, Italien bekam Devisen – wir Kinder zahlten mit unserer Kindheit.

Mit sieben Jahren lernte ich, mich morgens allein zu waschen, mein Bett zu machen, meine Wäsche in die Wäscherei zu tragen. Mit sieben Jahren war ich für mich selbst verantwortlich – und wenn die Einsamkeit kam, war ich auf mich allein gestellt. Wir schliefen zu

zehnt in einem Zimmer, ein Kapuzinermönch im selben Raum. Nähe war verboten und zugleich überlebenswichtig: Manchmal, wenn der Schmerz zu groß wurde, krochen mein Bettnachbar Salvatore und ich heimlich in das Bett des anderen und hielten uns einfach nur fest. Es war niemand anders da, der uns gehalten, der uns getröstet hätte.



Alfonso Pantisano, acht Jahre alt, im Schulbus des Internats. Eine Lehrerin machte das Foto. Sie sagte, er sehe schön aus, wenn er weine. © privat

Es gab viel Gewalt, auch sexuelle. Aber darüber reden wir Grenzwaisenkinder in der Regel nicht. Der Schmerz ist unerträglich, und Zurückblicken reißt diese verkrusteten Narben immer wieder auf. Wer macht das schon gerne freiwillig?

Der Leiter des Internats, Padre Giorgio, ging im Speisesaal durch die Reihen, verteilte Kopfnüsse und Schläge mit einem großen Schlüsselbund, dessen metallisches Klirren sich wie eine Melodie der Angst in unsere Körper eingebrannt hat. Wer nicht schnell genug aß oder die Hausaufgaben falsch machte, musste zur Strafe kniend im Flur ausharren, manchmal stundenlang. Manchmal verboten uns die Kapuzinermönche zur Strafe, auf die Toilette zu gehen, bis wir in die Hose pinkelten.



Alfonso Pantisano singt bei einem Gottesdienst im Internat. Padre Giorgio (rechts) steht hinter dem Altar. © privat

Das orangefarbene Licht über der Speisesaaltür, das blinkte, wenn ein Anruf aus Deutschland kam, wurde zu unserem einzigen Hoffnungszeichen. Wenn es anfang zu tanzen, hielten hundert Kinder gleichzeitig den Atem an – und neunundneunzig atmeten die Enttäuschung wieder aus, weil ihr Name nicht aufgerufen wurde.

Die Telefonate wurden von den Geistlichen abgehört. Briefe an uns wurden vorher von den Mönchen gelesen und bei Nichtgefallen nicht ausgehändigt. Oder an die Eltern zurückgeschickt. Wenn Briefe unserer Eltern ankamen, wurden wir nicht einzeln angesprochen. Alle Kinder einer Klassenstufe wurden zusammengerufen, dann bekamen nur die glücklichen Angeschriebenen ihre Briefe. Die anderen schauten zu und senkten die Köpfe. Die Ausgabe der Briefe fand einmal die Woche statt.

Wer wird weggeschickt, wer darf bleiben?

Später habe ich verstanden, dass Monte Bondone kein Ausnahmeort war, sondern Teil einer ganzen Architektur der Verwahrung: eine Infrastruktur, die die Eltern in den Fabriken funktionstüchtig halten sollte – und dafür in Kauf nahm, dass ihre Kinder mit Angst, Einsamkeit und Gewalt groß wurden.



Kinder aus dem Istituto Alcide De Gasperi nahe Trient. © Bambini di frontiera (2024)

Das, was mir und vielen anderen Gastarbeiterkindern damals in Deutschland widerfahren ist, hatte in der Schweiz eine andere, ebenso brutale Form. Dort galt jahrzehntelang das sogenannte Saisonnierstatut. Saisonarbeiter durften zwar kommen, schuften, Steuern zahlen, aber ihre Kinder sollten sie möglichst nicht mitbringen. Der Familiennachzug war für diesen prekären Status offiziell verboten oder massiv eingeschränkt. Viele Paare taten trotzdem, was Eltern tun: Sie bekamen Nachwuchs oder nahmen später ihre Kinder zu sich. Heimlich.

Diese Kinder lebten in Hinterzimmern, durften nicht laut lachen, nicht spielen, nicht aus dem Fenster schauen, weil jede neugierige Nachbarin eine Gefahr war. Man nennt sie heute „versteckte Kinder“ oder „Schrankkinder“. Das Muster bleibt: Die europäische Arbeitsmigration war darauf angelegt, möglichst flexible, stets austauschbare Arbeitskräfte zu gewinnen, jedoch nicht Menschen mit Familien, Biografien und Kindern.

Was macht das mit einer Familie wie unserer, mit vier Brüdern, wenn einer zur Oma geschickt wird, zwei andere ins Internat kommen und einer bleiben darf, also nie fortgeschickt wird? Es schafft eine unsichtbare Hierarchie: die lästigen Söhne, also jene Kinder, die eine feste Bindung zu ihren Eltern nie schmieden werden, die ungefragt und ohne jegliche Einwilligung ihr individuelles Opfer bringen müssen. Und der letzte Sohn, der funktionieren muss und die Einsamkeit und die Abwesenheit der anderen von Geburt an aushalten.

Wir Pantisano-Kinder haben gelernt, einander in Abwesenheit zu lieben und gleichzeitig mit dem ständigen Gefühl zu leben, ersetzbar, unsichtbar zu sein. Drei Jahre war ich im Internat, abgegeben wie ein Problem, das man aus dem Weg räumt. Ich, der zwischen Italien und

Deutschland hin- und hergeschickt wurde, war und bin bis heute auf der verzweifelten Suche nach dem, was eine Familie sein soll. Ich war gleichzeitig „der Deutsche“ in Süditalien und „der Italiener“ in Süddeutschland – und nirgends zu Hause.

Dokumentarfilm

Das Internat „**Istituto Alcide De Gasperi**“ auf dem Monte Bondone nahe Trient in Italien existierte von 1957 bis 1996 und nahm in der Zeit etwa 5000 süditalienische Kinder auf. In einem 2024 gedrehten Dokumentarfilm namens „**Bambini di frontiera**“ (Grenzkinder) von **Emanuele Gerosa** berichten einige von ihren Erfahrungen. Er ist kostenlos und mit englischen Untertiteln auf der Plattform [Vimeo](#) zu sehen.

Die psychische Rechnung dieser Jahre zahlen wir bis heute. Meine Brüder und ich sind vier Antworten auf dieselbe Gewalt. Cataldo, der Älteste, der zwölf Jahre lang bei der Großmutter aufwuchs, bevor auch er für fünf Jahre in ein Internat kam und seine Eltern und Brüder nur an Feiertagen und in den Sommerferien sah. Ihm wurden all die ersten Male verweigert, die Kinder brauchen: das erste „Mamma“, die ersten nächtlichen Tröstungen, die ersten Geburtstagsfeiern mit den eigenen Eltern.

Seine Spur führte über Sucht und Beschaffungskriminalität ins Gefängnis, in Beziehungen voller Gewalt – gegen andere und gegen sich selbst. Niemand wollte Verantwortung für diesen Horror übernehmen, und so war das Wegschicken das einzig Erprobte, was allen Beteiligten einfiel. Heute haben wir keinen Kontakt mehr zu ihm. Wir wissen nicht, wo er lebt. In unserer Familie wird oft von „drei Söhnen“ gesprochen, als hätte es nie einen vierten gegeben. Wir haben faktisch einen lebenden Bruder verloren – von Geburt an.

Leonardo, der Zweite, hat früh gelernt, Gefühle wegzusperren, stark zu sein für alle, die nicht stark sein konnten. Luigi, der Jüngste, sah als Vierzehnjähriger, wie meine Eltern mich nach meinem Coming-out aus dem Haus warfen, und hat seine Wut seitdem in Politik verwandelt. Heute ist er Bundestagsabgeordneter und kämpft beruflich dafür, dass andere Kinder nicht verlieren, was wir verloren haben.

Und ich? Ich habe lange einfach funktioniert. Mich klein gemacht, angepasst, Leistung gebracht – in der Schule, im Beruf, im Aktivismus. Erst in Therapiesitzungen habe ich begriffen, wie tief das Internat und die familiären Brüche in mir sitzen: die unverhältnismäßige Panik, wenn jemand zu spät kommt zu einer Verabredung mit mir. Die Angst, wieder vor einer geschlossenen Tür zu stehen, hinter der die anderen längst gegangen sind. Die Unfähigkeit, Nähe wirklich zu glauben. Wir vier Brüder tragen

dieselbe Wunde – jeder anders.

Der Erfolg ihrer Kinder wurde die Therapie meiner Eltern

Aus alledem wurde ein Gift. Das Gift einer Gesellschaft, die unsere Eltern brauchte, aber sie nicht wirklich wollte. Das Gift der Demütigungen am Band, der Baracken, der Schimpfwörter auf dem Pausenhof, das sich in den Körpern meiner Eltern ablagerte und schließlich in unsere Kinderkörper wanderte. „Diese Scheiß-Deutschen“ – ein Ausruf, mit dem wir groß wurden. Ein Satz wie ein Fluch, in Küchen ausgesprochen, wenn der Wecker zu früh klingelte, wenn der Vorarbeiter wieder geschrien hatte, wenn der Lohn schon vor Monatsende aufgebraucht war. Und im selben Atemzug bekamen von unseren Eltern ihre andere Botschaft zu hören: „Ihr müsst besser sein. Ihr müsst es schaffen. Ihr müsst beweisen, dass wir nicht umsonst hier sind.“ Aus dem Gift ihrer Abwertung wurde der Treibstoff unseres Lebens.

*„Wir müssen bei jeder
migrationspolitischen
Entscheidung zuerst fragen: Was
bedeutet das für die Kinder?“*

Alfonso Pantisano

Jahre später, zurück in Deutschland, stand ich buchstäblich zwischen zwei Schulgebäuden: links die orangefarbene Hauptschule, rechts die weiße Realschule. Auf der eine Seite waren wir Kinder der Arbeiter, der „Ausländer“. Auf der anderen Seite die, denen man sagte: Ihr werdet mal „etwas“. Von der Karolinger Hauptschule schaffte ich den Wechsel zur Staufer Realschule nach nur einem Schuljahr, weil ich dieses „Die da drüben sind schlauer als wir“ nicht auf mir sitzen lassen konnte.

Jede gute Schulnote war nicht nur mein Erfolg, sondern für meine Eltern eine späte Revanche für Demütigungen, für Rassismus, für die Jahre in der Fabrikhalle. Sie war der Gegenbeweis zu jedem „Spaghettifresser“-Ruf. Unser Erfolg war ihre Therapie. Unser Scheitern wäre ihr Urteil gewesen. Wir Kinder sollten ihre Erniedrigung ungeschehen machen, ihre Würde wiederherstellen.

Ich sehe meine Wut in den Augen anderer Einwanderer

Und in uns wuchs etwas, worüber in diesem Land bis heute nur ungern gesprochen wird: Wut. Eine Wut, die jeden Morgen mit uns aufstand und sich abends neben uns wieder hinlegte. Ich sah sie nicht nur in meinem Spiegelbild, ich sah sie in den Augen der türkischen Jungs an den Straßenecken, in den Fäusten der arabischen Männer, die nachts in Shisha-Bars ausharrten, weil der Tag ihnen nichts anderes gebracht hatte als Absagen und Demütigungen. Ich sah sie in den Gesichtern der polnischen Bauarbeiter, die Deutschlands Zukunft bauten und abends wie Gespenster in ihren Wohncontainern verschwanden. In den Gesichtern der Jungs, die so aussahen wie ich und nach stundenlangem Anstehen vor Clubs mit einem „Heute nicht!“ abgewiesen wurden – als würde es morgen besser.

→ **Von München in den 1960ern bis Köln heute** Warum wir bei Migration so oft Bahnhof verstehen

Diese Wut hatte lange keine Sprache. Sie brodelte, bis sie manchmal in Gewalt explodierte. Es war nicht richtig, es war nie richtig – aber es war verständlich. Es war die Ohnmacht, die sich entlud, die Verzweiflung, die keinen anderen Ausgang fand. Und während wir versuchten, dieses Gift zu kontrollieren, fragten viele in deutschen Mehrheitsgesellschaft nur: Warum sind die so aggressiv? Warum können die sich nicht einfach benehmen? Sie sahen den Ausbruch, aber nicht ihre aufgestellten Wände, gegen die wir jahrelang gelaufen waren.

Integration, so wie viele von uns sie erlebt haben, war selten ein Dialog. Sie war eine Einbahnstraße: Lern du Deutsch, sei dankbar, passe dich an, sei unauffällig. Weniger zu hören war: Wir lernen eure Namen richtig auszusprechen. Wir interessieren uns für eure Geschichten. Wir erkennen eure Wunden als Teil unserer gemeinsamen Geschichte an.

Heute, über fünfzig Jahre nach meiner Geburt, lebe ich in Berlin. Ich zahle Steuern, habe Verantwortung, habe es „geschafft“ – so würden manche sagen. Ich erfülle viele Kriterien, die dieses Land an seine „Vorzeigemigranten“ stellt. Und trotzdem lebt in mir immer noch der kleine Junge, der vor der Speisesaaltür darauf wartet, dass ihn endlich jemand abholt und sagt: Du bleibst. Du gehörst dazu.

Die Geschichte der Gastarbeit ist auch eine von zerbrochenen Kindheiten

Wenn wir in diesen Tagen den 70. Jahrestag des Anwerbeabkommens begehen, dürfen wir uns nicht mit nostalgischen Bildern von Zügen voller lächelnder Italiener zufriedengeben. Wir brauchen eine andere Erzählung. Wir müssen anerkennen, dass die Geschichte der Gastarbeit nicht nur eine Erfolgsgeschichte des Wirtschaftswunders war, sondern auch eine Geschichte von zerbrochenen Kindheiten, von getrennten Familien, von Kindern in Internaten, Lagern, Heimen. Wir müssen hinsehen, was mit den Kindern passiert ist. Mit den Brüdern, über die in den eigenen Familien manchmal nur noch in der Vergangenheitsform gesprochen wird, obwohl sie irgendwo noch leben. Mit den Körpern, die heute noch zusammenzucken, wenn ein Schlüsselbund klimpert.

Und wir müssen hinhören, wenn die zweite und dritte Generation heute sagt: Wir sind müde vom ständigen Beweiszwang. Wir wollen nicht länger nur das Alibi dafür sein, dass Deutschland angeblich „schon immer ein Einwanderungsland“ war. Wir wollen als das gesehen werden, was wir sind: Mitgestalter*innen dieses Landes.

Aus dieser Geschichte ergeben sich Konsequenzen für die Gegenwart: Dass kein Kind mehr in einem Heim landen darf, nur weil seine Eltern an der Maschine gebraucht werden. Dass kein Kind mehr in Containern und Turnhallen aufwachsen darf, während die Politik wieder über „Fachkräftemangel“ diskutiert bzw. bestimmt, welche Fachkraft anerkannt wird und welche nicht. Dass kein Kind mehr zu einer Nummer, zu einem Tagessatz, zu einer Akte werden darf, damit ein System funktioniert. Dass wir bei jeder migrationspolitischen Entscheidung zuerst fragen: Was bedeutet das für die Kinder?

Ich erzähle diese Geschichte nicht, um Mitleid zu bekommen. Mitleid brauchen Migras nicht. Ich erzähle sie, weil ich möchte, dass wir in Deutschland etwas anderes fühlen: Verantwortung. Verbundenheit. Vielleicht auch Wut darüber, wie wenig wir bis heute über die Kinder dieser Migration sprechen. Über die Söhne und Töchter, die bis heute in Therapieräumen oder Gerichtssälen erklären müssen, warum sie so viel Wut auf diese Welt haben.

Weiterlesen beim Tagesspiegel

- **Anwerbeabkommen von 1955** Rund 67.000 frühere italienische Gastarbeiter in Deutschland
- **T+ 60 Jahre deutsch-türkisches Anwerbeabkommen** „Ich kann das Wort ‚Gastarbeiter‘ nicht mehr hören“

→ **T+ Der postmigrantische Blick** Das neue Selbstbewusstsein irritiert

Die Mahnung dieses Jubiläums lautet: Wir vergessen nicht, was mit den Kindern der ersten Generation geschehen ist. Und die Hoffnung lautet: Unsere Kinder werden nicht dort bleiben, wo dieses Land ihre Eltern hingestellt hat. Das wäre das einzig glaubwürdige Jubiläum dieses Abkommens. Alles andere bleibt ein Fest ohne die Kinder, die den höchsten Preis bezahlt haben – und ihn bis heute zahlen.

Ich wünsche mir, dass die Kinder, die heute nach Deutschland kommen oder hier als Kinder von Arbeitsmigrant*innen geboren werden, eines Tages sagen können: Wir müssen uns nicht beweisen. Wir sind einfach da. Und dass sie, wenn sie an ihre Kindheit zurückdenken, nicht zuerst an Heime, Turnhallen, Wartenummern denken, sondern an offene Türen, an richtig buchstabierte Namen auf ihrem Klingelschild, an Eltern, die abends nach Hause kommen und lächeln statt zu weinen. Nicht geduldet. Nicht als Gäste. Sondern als Teil dieses Landes. Wie alle anderen auch.

[Zur Startseite](#)

[Baustellen](#)[Familie](#)[Italien](#)[Schule](#)[Schweiz](#)

Das könnte Sie auch interessieren



Fast ein Jahr Trump im Amt Rede an die Nation: Was Trump sagte und was nicht



rekte S-Bahn Verbindung von Frohnau zum
BER | Namen & Neues | Tagesspiegel LEUTE
Reinickendorf

ANZEIGE

ANZEIGE



Hausfrage

Einbruchszahlen explodieren:
Personenschützer verrät
einfachen Trick für
Hausbesitzer



T+ Jeder Biss ein Nagel

Zum Tod von Ceal Floyer



Wohlfühl-Journal

Frauen ab 40 aufgepasst:
Bauch schmilzt mit diesem
alten Oma-Trick



Film Poesie statt Action: Hollywood-
Legende Arthur Cohn ist tot



Neue Sicherheitsstrategie der USA
Dieses Dokument ist geprägt vom Neid auf
Europa

[Impressum](#)

[Kontakt](#)

[Datenschutzerklärung](#)

[Datenschutz-Einstellungen](#)

[Barrierefreiheit](#)

[Utiq verwalten](#)

[Mediadaten](#)

TAGESSPIEGEL